

Gespensstergeschichten aus Bern [Fortsetzung]

Autor(en): **Correvon, Hedwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 38

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648217>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gespenstergeschichten aus Bern

Von Hedwig Correvon

Eine Feder im Bett.

Es war gegen Morgen, als ein sonderbares Geräusch im Bett einen Herrn nicht mehr schlafen ließ. Er suchte in den Rissen und in den Decken — vergeblich. Dann versuchte er wieder einzuschlafen — es ging nicht, das Geräusch versagte ihm die Ruhe. Er machte Licht und suchte nochmals. Da sah er eine Feder im Bett herum fliegen. Es war nichts anderes möglich: die verursachte das Geräusch. Der Herr zündete erboht ein Streichholz an und hielt es an die Feder. Die eine Seite fing an zu brennen.

Da, was ging denn vor? Aus der Küche, in der die Hausfrau seit einiger Zeit hantierte, erscholl plötzlich lautes Klagen und Jammern. Schreiend stieß die Frau die Türe zum Schlafzimmer des Herrn auf und rief: „Aufhören, aufhören, ich verbrenne.“ Und wirklich: die Hälfte ihres Haupthaars war bereits abgebrannt.

Da lächelte der Herr fein: „Also Sie waren es, die mich so plagten!“

Die Kröte.

Unter der Laube der Altstadt hockte einmal, unbekümmert um das Gehen und Kommen der Menschen, eine häßliche, dicke Kröte. Man versuchte sie wegzutreiben, sie blieb sitzen. Händeklatschen, Rufen sollte sie erschrecken: es nützte nichts — frech blickte sie alle an und blieb, wo sie war. Da holte man von der Straße einen Uniformierten, denn die Leute begannen sich vor diesem Tier zu fürchten. Der gab der Kröte einen Tritt mit dem Fuße.

Im selben Augenblick fiel eine Frau, von der es hieß, sie könne mehr als Brot essen, tot zu Boden. Von da an hat man die häßliche Kröte nie mehr gesehen.

Aber nach dem Tode der Frau tauchten allerhand Geschichten auf. Eine Frau erblickte einstmals eine Kröte in ihrer Küche, wie denn war dieses Tier hieher gekommen? Was hatte denn das zu bedeuten? Die Frau blickte die Kröte lange aufmerksam an. Da dämmerte etwas in ihr auf. „Das bist doch nicht du?“ rief sie voller Entsetzen und Bangen aus. Damit meinte sie die geheimnisvolle Frau. Da schwoh ihr Kopf plötzlich so dick an, daß sie ihn kaum mehr zu tragen vermochte und lange im Bett liegen mußte.

Komm zu uns.

Eine Frau war auf den Tod krank. Das Scheiden von ihren Lieben brannte ihr auf dem Herzen. Was sollte aus ihren Kindern werden? Wer würde für ihre Lieben sorgen? Warum mußte gerade sie aus den Reihen der Lebenden abgerufen werden? Tag und Nacht rang sie die Hände: es durfte und konnte nicht sein. In einer Nacht schlief sie erschöpft ein. Da war ihr, als wenn eine große Helligkeit sich um sie verbreite. Vor ihrem Bette standen zwei Freundinnen und eine verwandte Frau, die ihr im Tode voran gegangen waren. „Wehr dich nicht so um dein Leben“, sagten sie zu der kranken Frau. „Komm du jetzt zu uns. Es wird schon alles gut werden.“

Eine große Ruhe breitete sich über die Frau. Am nächsten Tage schloß sie die Augen für immer.

Das Gespensterhaus.

Es gibt in Bern inmitten einer Zeile stattlicher Bauten ein Haus, an dem die Leute nur mit Scheu hinausblicken. Es gehe darin um, flüstern sie sich zu. Niemand aber will näheres erzählen, und nur im Verlauf der Zeiten und Geschehnisse sicker-

te etwas durch. Immer, immer hätte es in diesem Haus gespuht. Es stammt aus dem 17. oder 18. Jahrhundert. Aber sonderbar: die Gestalten, die zeitweilig seine kahlen Räume beleben, haben lange vor diesem Zeitalter gelebt. Und bei vielen ist es, als wären sie zu ewigem Wandeln verdammt.

Nichts hat sich an diesem Haus verändert, als daß im Erdgeschoß, wo einstmals Stallungen waren, nunmehr Automobile eingestellt sind. Dies sei notwendig gewesen, sagen die Leute, denn der Tierquälerei war einmal genug. Jedesmal, wenn der Versuch unternommen wurde, Pferde in den Stall zu stellen, erlebte man Gräßliches. Sie schlugen aus; Entsetzen blickte aus ihren Augen. Und wenn sie nicht sofort anderwärts untergebracht wurden, fielen sie tot um. Nicht anders erging es den Menschen. Zurzeit der Wohnungsnot wurde versucht, obdachlose Familien in den oberen Stockwerken unterzubringen — aber nach kurzem wurde eines nach dem andern krank. Und auch ein Knecht, der in der Nähe der Pferde schlafen wollte, mußte ins Spital verbracht werden.

Leute, denen die Sehergabe zu eigen ist, erblicken von Zeit zu Zeit einen Mönch, der durch die verschlossene Haustür hindurch kommt und dann die Stadt hinauf geht, schwebend, geräuschlos, denn seine Sandalen berühren den Boden nicht. Das sei einer der Augustinerherren, wollen Geschichtskundige wissen, denn einstmals im gegenüber liegenden Säßhaus der Interlatener Mönche logierten, und der sein Pferd in den Stall einstellte, auf dem er über Land ritt. Denn immer stand hier ein Stall, aber der alte wurde niedrigerissen. Hat der Mönch schon im alten Haus gespuht? Es muß so sein. Und wieder einmal bestätigt sich, was die, welche um solche Dinge wissen, einander erzählen: Wenn vom alten Haus auch nur ein einziger Stein übrig bleibt, so gehen die Gespenster ins neue Haus über.

Es ist vor Jahren ein Mann von uns geschieden, der die Gabe hatte, durch alle Mauern hindurch in die Häuser blicken und die Vorgänge im Innern beobachten zu können — nicht immer, sondern nur zu ganz bestimmten Zeiten. Der hat im Gespensterhaus einen Spuk gesehen, von dem er nur zögernd, unter Anhalten des Atems, und nur auserwählten Leuten erzählte. In dem Haus trafen sich Männer und Frauen längst verfloßener Jahrhunderte. Ihre Sprache war hart und laut; ihre Reden und das Lachen klangen frech und roh. Ihre bunten Kleider waren zerfetzt und verbrannt; und aus den groben Schuben blickten die Beine. „Wieder einmal sind wir beisammen“, jubelten sie überlaut. Dann ging's ans Fragen und Suchen: „Kommt diese und jene nicht mehr? — Ist der und dieser erlöst?“ Und darauf fassen sie sich zu einem Reigen unter. Aus einer Ecke ertönen sonderbare Töne: dort steht ein Mann mit zerrissenem Gesicht und spielt auf einem Knochen auf.

Der Beobachter schaut hin — lange, lange. Und wie er die Gesichter und die Gestalten sieht, da wird im klar: das sind ja die Hexen, die auf einem Brett die Märe hinuntergeschickt wurden, damit sie ertränken, und andere, die auf Scheiterhaufen fläglich endeten. Freilich haben sie lange, lange vor seiner Zeit gelebt, aber er kennt sie alle: denn in seinen Büchern hat er ihre Geschichten gelesen. Ihm graut vor den Szenen, die sich beim Tanz abspielen. Da schlägt eine Turmuhr in der Nähe. Der Bach, der unter dem Pflaster durch die Mitte der Straße rinnt, raucht auf. Plötzlich ist ihm, als wenn vor seinen Augen eine Hausmauer aufgerichtet würde, die alles hinter sich verbirgt. So wie immer steht das Haus vor ihm da: mit geschlossenen Fensterläden und verschlossener Tür. Aber aus dem Ramin treiben weiße Wolken, kleine und große. Sie ziehen gegen den Belpberg zu und verblaffen in zartem Hauch.

(Fortsetzung folgt.)